



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

T.P. Cal. p. 66-508 März 1854.

Erdmann, Joh. Friedr. Vorträge
21. Febr. 1854, 17.

Das Heidnische im Christenthum.

Vortrag

gehalten in Halle am 30. Januar 1854.

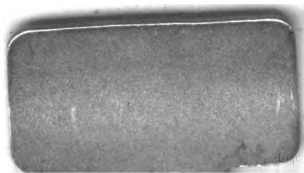
Von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin 1854.

Verlag von Wilhelm Herz.
(Bessersche Buchhandlung.)

T.P. 724 B



Ueber
das Heidnische im Christenthum.

Vortrag,

gehalten in Halle am 30. Januar 1854.

Von

Dr. Erdmann,
Professor in Halle.

Berlin 1854.
Verlag von Wilhelm Herz.
(Bessersche Buchhandlung.)

Hochgeehrteste Versammlung!

In den letzten Monaten ist in den Zeitungen, und zwar den allerverschiedensten, so viel gegen die Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke gesprochen worden, daß sie es auf dem Gewissen haben, wenn es Manchem, der als Fremder Berlin besuchte, gegangen ist, wie mir: mein erster Gang galt jener Brücke. Zuerst überraschten mich, da ich doch gelesen hatte, ein sittsames Mädchen müsse, wenn es über die Brücke gehe, die Augen niederschlagen, die zimmerhohen Sockel, auf welchen die anstößigen Gegenstände stehn, denn nur Goliaths Töchter oder Gargantua's Enkelinnen laufen jetzt Gefahr, wider Willen Etwas zu erblicken, was sie nicht sehen mögen. Bei dem gewöhnlichen Wuchse der Berliner Damen braucht eine strenge Bestalin durchaus nicht herunter-, sie braucht eben nur nicht hinauf zu blicken. Als ich dann weiter, auf die Gefahr hin, mir den Nacken zu verrenken, die Gruppen genauer betrachtete und dabei mich auf das besann, was die Civis und Unus pro multis gegen das Nackte gesagt hatten, kam mir der Ge-

danke, Berlin sei zu der Brüderie amerikantischer Damen gelangt, die ihren Flügelpianosortes Inexpressibles anthun sollen, oder zu der Züchtigkeit jenes Pavstes, der einer antiken weiblichen Statue im Vatican ein Hemde von Gips anziehen ließ, welches sie noch jetzt trägt, da sein Nachfolger, obgleich ihn die Sache ärgern soll, nicht den Muth hat, im entgegengesetzten Sinne der Schönen bei ihrer Toilette zu helfen. Indeß, diese meine Furcht, Berlin sei ultra verschämt geworden, verlor sich bald. Denn da ich noch an demselben Abend sehen konnte, wie im Theater die Männer ihre Augen bewaffneten, damit ihnen Nichts von Pepita's herrlichen Gliedern entgehe, und dabei hören, wie die Frauen mit Entzücken die Schönheit dieser Formen zergliederten, da sah ich ein, daß ich mich ganz unnütz geängstigt hatte. Kurz, ich habe mich sehr bald überzeugt, daß alle die Reclamationen gegen die Gruppen, die im Namen der Züchtigkeit und Tugend aufgetreten, Nichts waren als Symptome der Lust, Alles zu bekritteln, die sogar da sich regt, wo ein kunstsinziger Fürst der eignen Stadt ein Geschenk macht, um die uns jede andere Hauptstadt beneiden kann. — Viel wichtiger als diese Stimmen, die übrigens schon feltner geworden sind und bald verhallen werden, sind die, welche von einer anderen Seite her sich erheben, und nicht dies tadeln, daß nackte Gestalten, sondern daß mythologische Gegenstände dargestellt wurden, durch

deren Anschauen der, ohnedies zu sehr herrschende, heidnische Sinn genährt und verbreitet werde. Ich nenne diese Stimmen viel wichtiger, weil sie neue Symptome einer sehr weit verbreiteten Ansicht sind, die immer mehr um sich greift, nach welcher alle Uebel unserer Zeit nur darin ihren Grund haben sollen, daß unsere Denk- und Anschauungsweise so viel Heidnisches enthalte. Als vor einiger Zeit ein hochgestellter Geistlicher in Frankreich den Vorschlag machte, man solle auf gelehrten Schulen nicht mehr die heidnischen Schriftsteller lesen lassen, zog er eigentlich nur die praktische Folgerung aus dem, was in den verschiedensten Formen, auch bei uns, sehr oft ausgesprochen worden ist. Bald hat man uns erzählt, wir hätten deswegen keine Anhänglichkeit für unsere Fürsten, weil wir auf der Schule nur die Republik und die heidnische Bürgertugend verehren lernten, bald redet man uns vor, daß nur deswegen Mancher durch die Naturwissenschaft vom Glauben abgeführt werde, weil sie noch immer nach den Grundsätzen des Aristoteles, dieses Erzheiden, getrieben werde, bald endlich soll die Beschäftigung mit der reizendsten aber eben darum gefährlichsten Form des Heidenthums, mit dem Griechenthum, zu einer Vergötterung der Schönheit führen, deren Cultus immer mehr an die Stelle der Religion trete. Wenn sie dann Alle sich zu der einen Behauptung vereinigen: dem, leider verfallenden, Christenthume

sei nur zu helfen durch Entfernung alles des Heidnischen, was sich allmählig eingeschlichen hat, so gehört Muth dazu, einem solchen Unifono gegenüber nicht zu schweigen. Ich will es dennoch wagen, nicht weil ich meiner Lunge die Kraft zutraue, einen so mächtigen Chor zu überschreien, sondern weil ich weiß, daß auch ein schwacher Ton unter viel stärkeren vernehmlich wird, wenn er mit ihnen nicht in Consonanz steht. In der That möchte, wenn ich die Frage aufwerfe, ob an jener eben erwähnten Behauptung Etwas dran ist? die Antwort in schneidender Dissonanz stehn mit dem, was Solche behaupten, die gewohnt sind, in Sachen des Christenthums und der Christlichkeit das große Wort zu führen. Dies schließt aber nicht die Möglichkeit aus, daß die Antwort, zu der wir gelangen, richtig ist und dabei so alt, wie das Christenthum selbst.

1.

Das Christenthum. Obgleich dieses Wort zu denen gehört, die, wie das Wort Freiheit, Keinen gleichgültig lassen, da auch des Gegners Blut aufwallt, wo es ausgesprochen wird, so geht es ihm doch seltsam. Gerade wie das andere, mit dem es eben zusammengestellt wurde, wird es fortwährend gebraucht, wirkt in dem Einen Begeisterung, in dem Andern Empörung, ohne daß sie doch wissen, was es eigentlich besagt. Wie Viele verstehen nicht unter Freiheit nur das negative Nicht-gebunden-sein, was

sie auch, was sie aber nicht allein ist? Gerade so dient das Wort Christenthum sehr Vielen nur dazu, einen Theil dessen zu bezeichnen, was darin befaßt ist. Schon die Analogie mit gleichgebildeten Worten sollte vor solcher Beschränkung warnen. Würde man es nicht seltsam finden, wenn man unter Ritterthum oder Römerthum nur einen Theil des ritterlichen oder römischen Wesens verstünde, wenn man sagen wollte, Deutschthum heißt deutsche Sprache, Griechenthum griechische Kunst, Alterthum bedeutet so viel wie antike Erziehung? Und doch begeht man diese selbe Seltsamkeit, wenn man unter Christenthum nur eine seiner Aeußerungen, die Religion nämlich, versteht, die, sei sie auch immerhin die vornehmste unter den Erscheinungen des christlichen Lebens, doch nicht für sich allein den Namen in Anspruch nehmen kann, der allen Erscheinungen des neuen Lebens, oder vielmehr diesem neuen Leben selbst in seiner Ganzheit und Fülle, zukommt. Dieses neue Leben erscheint zuerst in seiner concentrirtesten Gestalt in dem Einen, der eben deshalb nicht an diesem Leben nur Theil hat, sondern es selbst ist und sich mit Recht das Leben nennt. Es entwickelt sich und wächst, indem es nicht mehr nur in Ihm allein existirt, sondern immer mehr Alle und Alles durchdringt, bis endlich es, und eben darum Er, der dieses neue Leben ist, überall sichtbar sein wird, wie der Blitz, der vom Aufgang bis zum Niedergang

leuchtet. In diesem seinem vollen Sinne, als das ganze neue Leben, wie es in Allem sich zeigt, in der neuen Religion, in der neugestalteten Sitte, in dem erneuten Familienleben, in der aus dem neuen Geiste erzeugten Kunst und Wissenschaft, in den durch den neuen Geist verklärten Rechts- und Staatsverhältnissen, in diesem nehmen wir das Wort Christenthum, wenn wir uns die Frage zu beantworten suchen, wie es sich zur heidnischen Weltanschauung verhält und wie sie zu ihm?

Da gibt uns sogleich einen bedeutsamen Wink die Art und Weise, wie sich zu dem ersten Erscheinen des neuen Lebens die Heidenwelt verhält. An die Krippe von Bethlehem traten nicht nur fromme jüdische Hirten, denen die Boten ihres strengen und eifrigen Gottes ankündigten, daß die Zeit des Zuchtmeisters vorüber, die des Friedens und der Freude gekommen sei, sondern zu demselben Ziele werden die heidnischen Magier von der Macht hingewiesen, die ihnen als Gott gilt: das Gesetz der Gestirne hat ihnen geboten, den König des neuen Reiches aufzusuchen. In der That, wenn man sieht, wie in der heiligen Schrift das, was die Heiden in den Sternen lasen, ganz eben so als ein Wegweiser auf Christum hin behandelt wird, wie der Engelsruf, den die jüdischen Hirten vernahmen, wenn man bedenkt, daß in einem der ältesten und schönsten Kirchenlieder das sich erhalten hat, neben den Alttesta-

mentlichen Sänger der Psalmen die heidnische Erybylle als Prophetin von des Herren Tag gestellt wird, wenn wir in dem merkwurigen Gedicht des theologischsten unter allen Dichtern die heidnischen Weisen stets neben den Propheten des alten Bundes erwähnt finden, so müssen wir gestehn: als ursprünglich kann die Ansicht nicht gelten, nach welcher das Heidenthum nur von dem Christenthum abzieht. Viele Jahrhunderte galten, und es gelten bei einem großen Theil der Christenheit noch heute die Heidenkonige als heilige Zeugen für's Christenthum und als Vorläufer desselben, und fromme Künstler hielten es nicht für einen Raub an der Göttlichkeit des heiligen Kindes, wenn sie es greifen ließen nach den Opfertagen, die das Heidenthum zu seinen Füßen ausbreitete, nicht als eine Versündigung an der Heiligkeit der Jungfrau, wenn sie dieselbe darstellten mit den Perlen geschmückt, die eine Gabe der heidnischen Sterndeuter waren. Es ist erst die Neuzeit, die so mitrauisch geworden ist gegen alle Gaben des Heidenthums, erst sie fürchtet Alles, was nicht seinen ersten Ursprung innerhalb der christlichen Anschauungen hat, erst ist sie so puristisch in ihrer Christlichkeit, daß sie — den Berliner Glauben gefährdet erachtet, wenn nicht auf jedem Granitblock der Schloßbrücke ein Crucifix steht anstatt der Siegesgöttin oder einer andern heidnisch erdachten Gruppe.

Sollte aber nicht die Neuzeit hierin ganz Recht haben? Recht gerade wegen des eben Ausgesprochenen, daß das Heidenthum auf das Christenthum hinweise als sein Vorläufer? Darin liegt doch, daß es eben nur vor der christlichen Zeit, nicht in ihr, eine Berechtigung hat, ganz wie die heidnischen Profelyten des Thors vor dem Heiligthum, nicht in ihm, ihren Platz hatten. Mit Recht, so scheint es, muß jede heidnische Anschauung innerhalb der christlichen Welt als reactionär im schlechtesten Sinne des Wortes gelten, da sie ja zurückbringe; dahin zurück, wo die Menschheit noch von den Schranken des Irrthums wie eine Festung von ihren Mauern und Wällen umschlossen war, während ja der Fortschritt, den die Menschheit an der Hand des Christenthums gemacht hat, darin bestehe, daß sie jene beengenden Mauern hinter sich ließ. — Wäre wirklich die Menschheit durch das Christenthum dazu angeleitet, so möchte man versucht werden, dies eine Verleitung zu nennen, denn es bleibt stets eine bedenkliche Taktik, einen festen Platz, anstatt ihn einzunehmen, hinter sich zu lassen. Das Christenthum verdient aber diesen Vorwurf nicht, vielmehr hat es durch die Einnahme der feindlichen Bollwerke seine Eroberungen gesichert. Es hat sie ein-, d. h. wirklich in sich aufgenommen, sie bilden jetzt einen seiner festen Punkte; zu einem andern ward ihm das, dem Heidenthum diametral entgegengesetzte

Judenthum, welches wir aber hier nur insoweit zu berücksichtigen haben, als dadurch unser eigentlicher Gegenstand, das Verhältniß des Christenthums zum heidnischen Wesen, klarer wird. Wir können dieses Verhältniß so formuliren: das Christenthum schließt das Heidnische nicht aus, sondern ein, es findet sich wirklich in ihm nicht nur etwas, sondern viel Heidnisches, es hat sich dasselbe aber nicht, wie die heutige Heidenfurcht meint, in das Christenthum eingeschlichen, sondern dieses hat ihm geöffentlich Thor und Thür geöffnet, und ernährt und erhält zu seinem eignen Frommen die heidnischen Elemente; sie sind der Knecht des Hauses, oder besser der Tempeldiener, den es in seinen Dienst und seine Pflicht genommen. Obgleich diese Sätze eigentlich von Keinem bestritten werden können, welcher behauptet, daß das Christenthum des Heidenthums Herr geworden sei und immer mehr werden solle, worin doch gewiß liegt, daß das letztere zu seinem Diener bestimmt ist, so wird man doch mit ihnen nicht so leichten Kaufes durchkommen. Ihre völlige Rechtfertigung aber finden sie in dem Nachweise, daß das Christenthum zwar nicht aus dem Heidenthume allein, aber doch auch aus ihm, mittelst seiner Durchdringung mit dem Judenthum, entsteht und sich entwickelt, und daß fortwährend an diese Durchdringung das Sein und der Bestand des Christenthums gebunden ist.

Die Entstehung des Christenthums ist durch das Heidenthum und seine Vereinigung mit dem Judenthum bedingt. Wo beide ihre spröde Stellung gegen einander aufgeben, wo griechische Weltweise ihre vornehme Verachtung der Wunder und Weissagungen vergessen, wo römische Hauptleute in den heiligen Schriften der verachteten Juden Belehrung suchen und wo wieder fromme Juden nach den Naturgesetzen zu forschen, sich zu Ärzten auszubilden anfangen, wo ein Mann priesterlichen Standes, und so fromm wie der Jude Philo, zu griechischen Philosophen in die Schule geht, erst da ist jene Erfüllung der Zeit eingetreten, vor welcher das Christenthum nicht kommen konnte. Und weiter, als es nun gekommen ist, als in dem Stifter desselben der Funke hervorgesprungen ist, der die ganze Welt entzünden sollte, da ist bei seinem Ansich zur Flamme nicht nur das Judenthum, nein! eben so sehr der heidnische Geist thätig gewesen. Selbst wenn wir nur die religiösen und kirchlichen Erscheinungen betrachten, müssen wir das schon zugestehen. Versteht man nämlich unter Kirche eine religiöse Gemeinschaft, die einen bestimmten, rechtlich anerkannten Lehrbegriff, ein Bekenntniß oder sog. Symbol hat, so muß man einräumen: da aus der im Neuen Testamente niedergelegten, ohne die Führungen des jüdischen Volkes unverständlichen, ja unmöglichen Offenbarung, mit Hülfe griechischer Wissenschaft der Lehrinhalt

oder das, was außerdem daß es Geschichte, auch ewige Wahrheit ist, herausgezogen wird, diese Lehre aber vermittelt römischer Rechts- und Staats-Einrichtungen bindende Kraft, so wie die sich zu ihnen bekennende Gemeinschaft rechtliche Normen erhält. — so haben im Verein mit dem Judenthum beide Formen des Heidenthums dazu beigetragen, daß die Gemeinde sich zur Kirche entwickle. Gehn wir aber nun gar über den Kreis des Religiösen und Kirchlichen hinaus, und denken an das Christenthum als Ganzes, d. h. an alle Erscheinungen des christlichen Wesens, bedenken wir, wie sich alle unsere Ideen vom Recht an die der Römer, von Kunst und von Schönheit überhaupt an die der Griechen anlehnen, so werden wir in dem Christuskinde, wie es die Anbetung der jüdischen Hirten und der heidnischen Könige empfängt, eine Weissagung darauf hin anerkennen müssen, wie sich das Reich dieses Friedensfürsten zu den beiden andern einmal verhalten wird: wie sein Stifter, so hat auch das Christenthum sich angeeignet, was Judenthum und Heidenthum im Verein zu gewähren vermögen. Dies heißt nun aber nicht, der christliche Geist und die christliche Anschauungsweise sei nur ein Gemisch von jüdischen und heidnischen Ideen. Ich habe geflissentlich die Vereinigung beider Durchdringung genannt und nicht Gemisch, um nicht zweierlei zu confundiren, dessen Verschiedenheit uns schon Vorgänge der sichtbaren Natur zeigen.

Zwei klare, sich entgegengesetzte Substanzen werden zusammengegossen. So lange die kleinsten Theilchen jeder derselben die der andern nur suchen, höchstens berühren, so lange haben wir ein bloßes Gemisch oder Gemenge. Es ist trübe und in einer der Gährung ähnlichen Unruhe. Endlich wird Alles ruhig und am Boden finden wir, abermals durchsichtig aber fest und in schöner regelmäßiger Form, das Salz, in welchem die Atome jener beiden nicht mehr neben einander liegen, sondern sich ganz durchdringen, so daß nirgends nur eine jener Substanzen, überall beide oder — wie man eben so gut sagen kann — keine von beiden sich findet. Gerade so geht der Entstehung des Christenthums jenes Gemenge heidnischer und jüdischer Ideen voraus, von welchem ich vorhin gesprochen habe, und gerade wie bei der Salzbildung nur ein kleiner Theil der zusammengebrachten Flüssigkeiten dazu verwandelt wird, das Uebrige aber ein fades Phlegma bleibt, das, wenn es nicht rechtzeitig weggegossen oder abgedampft wird, die schon gebildeten Salzkrystalle fährden kann, gerade so geht nur ein Theil der heidnisch gebildeten Juden und vom Judenthum ergriffenen Heiden zum Christenthum über, die Uebrigen hat die Gemeinde mit Recht als nicht ihr angehörig angesehen, oder gar als ihre Feinde zu fürchten gehabt. Daß aber auch nur jenem kleinen Theil die Vermischung heidnischer Ideen mit jüdischen zur Brücke werden konnte, über

die sie zu den Anschauungen des christlichen Geistes gelangten, ist ein historischer Beweis, daß sich das Christenthum zu jenen Ideen so verhält, wie das Salz zu den Substanzen, die in ihm gebunden sind.

Wirklich ein Beweis? Kann wirklich, wenn mit und aus dem Zusammentreffen des Judenthums und Heidenthums der christliche Geist hervorgeht, daraus ohne Weiteres gefolgert werden, daß an ihre Existenz das Sein des Christenthums gebunden, daß sie integrirende Bestandtheile desselben sind? Stahl und Stein treffen auch zusammen und der Funke, der daraus hervorgeht, wird, wenn er zündet, zur Flamme, in der doch weder vom Stein noch vom Stahl Etwas zu entdecken ist. Vielleicht verhält sich so auch mit dem Christenthum, und wir hätten besser gethan, bei dem zuerst gebrauchten Vergleich mit dem Funken und der Flamme, die durch das Heidenthum angefaßt wurde, stehen zu bleiben, als zu dem mit dem Salze überzugehn? Wir müssen, ich gestehe es zu, um die Behauptung zu begründen, daß nicht nur das Entstehen, sondern auch Sein und Bestand des Christenthums an jene Durchdringung gebunden ist, uns nach einem Beweise umsehn. Vielleicht verhilft uns dazu unser, eben getadeltes Gleichniß: Wie der Chemiker, wenn er uns beweisen will, daß das Salz keine einfache Substanz ist, es uns in dem Momente der Zersetzung vorführt, wo sich die Bestandtheile trennen und das Gebundene frei, das bisher Latente offen-

bar wird, so haben wir das Christenthum dort zu betrachten, wo es in einen Zersetzungs- und Zerwesungsproceß hineintritt, um die Elemente wahrzunehmen, die es im gesunden Zustande in seinem Schooße birgt, die aber, wo die Zersetzung beginnt, frei ans Licht treten. Das Jahrhundert, welches der Reformation vorausgeht, zeigt einen solchen Zersetzungsproceß in der christlichen Welt. Die ausgebildete Priesterherrschaft, die Werkheiligkeit, der gesetzlich geregelte Ceremonialdienst, alles dieses zeigt ein rein jüdisches Wesen. Und zugleich ist in ihren weltlichen Tendenzen und in ihrem götzendienerischen Bilderdienst die katholische Kirche zum Heidenthum herabgesunken. Diesem, frei und offenbar werdenden, heidnischen und jüdischen Sinne treten die Reformatoren entgegen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß Luther und die sich ihm anschließenden deutschen Theologen besonders das jüdische Wesen, die exklusive Heiligkeit des Priesterstandes, die Werkgerechtigkeit u. s. w. bekämpften, während Calvin und die sich ihm anschließende französische und schottische Kirche vorzüglich das heidnische Element, den Bilderdienst, die sinnliche Existenz des Heiligsten als ein sichtbares Ding u. s. w. angriffen. Ignoriren wir hier diesen Gegensatz unter den Reformatoren, der es erklärlich macht, warum den Anhängern des Genfer Bekenntnisses unser Luther, wie er im Kreise der Seinigen beim Lautenspiel Wein, Weib und Gesang preist, zu

weltlich, zu heidnisch-leichtfertig für einen Reformator erscheint, während der, seine Stadt streng regierende Calvin oder der starre Schotte Knox mit seiner Vorliebe für das alte Testament und seinem Rigorismus gegen jedes Bild in der Kirche, für uns leicht etwas Judaisirendes hat, — ignoriren wir, sage ich, diesen Gegensatz, so beweist doch, wenn in dem Verwesungs- und Zersetzungsproceß des Christenthums die beiden Elemente sich geltend machen, die Luther und Calvin bekämpfen, dies ganz klar, daß auch in dem gesunden Zustande des Christenthums sie in ihm enthalten waren. Zwar so nicht, wie in dem Momente der Zersetzung, sondern so wie die zersessende Säure und das ätzende Alkali im Salze sind, das weder äßt noch zersißt, weil sie beide sich gegenseitig binden und von einander gebunden werden. Seltsam! Hier, bei dem Salze, findet man es ganz in der Ordnung, daß das Ätzende und Zersessende sich gegenseitig calmiren, und wenn Einer, damit das Salz weniger scharf sei, den Versuch machen wollte, ihm alles Ätzende zu entziehen, so würde man es natürlich finden, wenn die scharfe Säure, die dann allein übrig bliebe, dem Thoren Kleider und Hände zerfräße, bei dem Christenthum aber räth man solche Thorheit an und nennt sie Weisheit, als wenn nicht, was man dort beim Salz sieht, natürlich, d. h. ein allgemeines Weltgesetz wäre, und als wenn nicht das Christenthum auch Salz wäre, Salz der Erde

nämlich, wie es (wahrscheinlich doch nicht ohne guten Grund) genannt wurde! Gelänge es wirklich, was Viele heut zu Tage für nothwendig erklären, allen Paganismus zu vernichten, den das Christenthum in sich gefogen hat, so bliebe nichts übrig als der kaustische Juidismus. (Natürlich hat wieder der Krieg gegen Alles, was man jüdische Vorstellungen im Christenthum genannt hat, zu einer Apotheose des zerfressenden puren Heidenthums geführt.) Man bedenke darum die Folgen, ehe man Stimme und Hand erhebt, um Maßregeln zu unterstützen, welche gerade das Christenthum zerstören müßten, da sie solche Mächte frei machten, die das Christenthum nur so lange nicht zu fürchten hat, als es sie bindet und also bändigt.

2.

Es wäre nicht unmöglich, daß diese unsere Warnung denen, welchen sie gilt, so erschiene wie die mächtigen Streiche, welche der edle Ritter von der traurigen Gestalt gegen die Windmühlen führte, als das nicht treffend, dem sie gilt. Alles das nämlich, was bisher gesagt wurde, können sie zugeben, können gleich uns zugestehn, daß die geistige Gestaltung der Welt, die wir Christenthum nennen, alle früheren, darum auch das Heidenthum so in sich birgt und bindet, wie der lebendige Menschenleib Phosphor und andere ihm schädliche Substanzen, und können dennoch ihren Kreuzzug gegen

den Paganismus, gegen die Wiederbelebung der heidnischen Anschauungsweise, fortsetzen. Bei diesem ihrem Kriege nämlich handle sich gar nicht um das Heidenthum, welches ein Bestandtheil sei im Christenthum als Ganzem, wie es eine geschichtliche Macht, wie es die geistige Beschaffenheit der ganzen Menschheit bezeichnet, sondern um die Christlichkeit des einzelnen Menschen, um sein Christenthum, und darum, daß er nicht zum Heiden gemacht werde. Sei es immerhin wahr, daß das Christenthum sich durch Aufnahme und Verarbeitung auch heidnischer Ideen gebildet habe, und daß also die Entziehung alles Heidnischen ihm gefährlich wäre, wie dem lebendigen Leibe die Entziehung alles Phosphors; so viel aber des Heidnischen und so verarbeitet, wie es dem Christenthum nothwendig, nehme der Einzelne ja in sich auf, indem er christlich erzogen wird, und nur christliche Eindrücke empfängt. Dagegen, seinem Geiste noch außerdem rein heidnische Kost bieten, wäre ja, als wollte man dem Leibe, weil er doch auch aus Phosphor gebildet ist, nun noch Phosphor als Nahrung reichen. — Ich könnte darauf erwidern, daß dies auch wirklich geschehen muß, und daß er phosphorhaltiger Nahrung bedarf, indeß eine Argumentation durch ein Bild, welches noch dazu ich selbst dem Gegner in den Mund legte, würde schwerlich überzeugen. Statt dessen werde darauf aufmerksam gemacht, daß der Einzelne seines Christenthums

nur dadurch theilhaft wird, daß das Christenthum in ihm von Neuem entsteht, daß es in ihm — die heil. Schrift nennt es Gestalt gewinnen — reproducirt wird, und daß eben deswegen sein Christlichwerden alle die Stadien durchlaufen muß, welche das Christlichwerden der Welt durchlief. Wer daran zweifelt, oder wer es mystisch nennt, bedenke, daß es ganz eben so ist schon bei jeder Kunstfertigkeit. Die Kunst des Clavierspiels z. B. ist so fortgeschritten, daß, wer vor hundert Jahren ein Virtuös war, heut zu Tage von manchem Knaben würde übertroffen werden. Und doch wird auch heute Keiner mit der Kunstfertigkeit eines Liszt oder Thalberg geboren; Jeder muß den Gang vom stümperhaften Geklimper bis zur Virtuosität, den die Kunst des Clavierspiels durchgemacht hat, in sich abermals durchmachen, nur daß die vervollkommnete Lehrmethode und die Gelegenheit, von der Wiege an gute Musik zu hören, heut zu Tage alle diese Stadien sehr schnell durchlaufen läßt. Gerade so kommt auch der Mensch zur Fertigkeit im neuen Leben nur dadurch, daß in ihm der Gang sich wiederholt, auf welchem die Menschheit dieses neue Leben gewann, seine Erziehung zum Christen ist eine Wiederholung der Erziehung der Menschheit zum Christenthum. — Wenn doch die, welche in ihrem Eifer gegen das moderne Heidenthum stets die alte gute Zeit loben, in der noch die Menschen zu Chri-

sten erzogen wurden, einmal anfangen anstatt zu preisen daß, auch einmal zu lernen wie damals die Kinder in den christlichen Ideenkreis eingeführt wurden? Das Mittel, welches, so lange es Kinder gibt, das einzige ist, sie zu Ideen zu bringen, daß man ihnen mündlich oder nach einem Buche Solches erzählt, worin sie durch eignes Nachdenken die Idee, d. h. den Wahrheitsgehalt auffinden, zuerst ahnden, dann erkennen sollen, war auch das Hauptbildungsmittel für Kinder in der „guten alten Zeit“. Wenn wir dann aber weiter zusehn, was den Kindern erzählt, was vor ihnen und später von ihnen selbst gelesen ward, so finden wir, daß damals die sog. Kindergeschichten, d. h. die expreß für Kinder ausgesonnenen Geschichten, nicht existirten. Diese unselige Erfindung der Neuzeit, die „Erzählungen für Kinder“, welche für Kinder die schlechtesten Erzählungen sind, war der guten alten Zeit fremd; viel mehr anerkennend, daß das Kind aufgezogen, d. h. heraufgezogen, nicht aber die Eltern oder sonstigen Erzähler heruntergezogen werden sollten, erzählte und las sie, zum größern Nutzen und größern Genuße der Kinder, ihnen nur Solches, was ursprünglich nicht für Kinder geschrieben war. Und dieses war? Erstlich die biblischen, namentlich die Alttestamentlichen Geschichten, durch welche das Kind, gleich einem Kinde Israels, einheimisch wurde in den Vorstellungen des alten Bundes. Gleichzeitig

aber ward zweitens das Kind eingeführt in die mittelalterliche Welt der Märchen und in die fabelhaften Sagen des Alterthums, die beide nicht zur Kurzweil erfonnene Phantasiespiele, geschweige denn für Kinder erdacht, sind, sondern in denen das klassische und germanische Heidenthum durch seine tieffinnigsten Männer, seine religiösen und sonstigen Weltanschauungen niedergelegt hat. Welch eine Gährung mußte nicht in dem Kopfe eines Kindes in der guten alten Zeit entstehen, wenn es von der Mutter in eine Welt eingeführt, welche ursprünglich die war, wo Odin herrscht und Balder stirbt, vom Vater wieder, durch dem Homer Racherzähltes, zur Bewunderung von des Peleus und der Lhetis Sohn angeleitet, von Vater und Mutter dazu geführt ward, Abraham zu verehren und, trotz seiner Schwächen, David zu lieben? Ja wohl, eine Gährung, aber die gute alte Zeit wußte, was ihre heutigen Lobredner vergessen, daß nur aus kräftiger Gährung ein klarer, keiner Trübung ausgesetzter, Trank hervorgeht, und sie hatte in ihrer Erziehungsmethode die Autorität eines Größern als alle Pestalozzi für sich, Dessen, der durch die Gährung heidnisch-jüdischer Ideen die Menschheit in den christlichen Ideenkreis hineingeführt hatte.

Wir billigen die Art, wie die alte gute Zeit ihre Kinder zum Christenthum anleitete, weil ganz wie in der Menschheit, so auch in dem einzelnen Menschen das Christenthum aus dem Gemische des

Heidnischen und Jüdischen hervorgeht. Wir fügen aber noch hinzu, daß auch darin im Einzelnen das Ganze sich abspiegelt, daß sein Christenthum nur durch die Durchdringung beider Elemente sich erneut und erhält. Nur an einem, aber dem vornehmsten, Förderungs- und Erneuerungsmittel des christlichen Geistes werde dies nachgewiesen, an dem Cultus, der Erhebung durch gottesdienstliche Feier. Das Heidenthum ist zu seinem Culminationspunkt in den Griechen gelangt. Da ihre Religion eigentlich Anbetung der Schönheit ist, so ist's natürlich, daß ihre religiöse Erhebung zusammenfällt mit dem gesteigerten Genuß des Schönen. Daher der heitere Charakter ihres Cultus, in welchem (ähnlich war es im germanischen Heidenthum) das fröhliche Mahl, das Wettspiel, in dem die Kraft und Schönheit der Kämpfer die Zuschauer entzückt, der Tanz und die sich daran anschließende dramatische Aufführung, fast den ganzen Tag der festlichen Feier ausfüllen. Ganz anders verhält sich bei dem Juden. An die Stelle der Schönheit trat bei ihm das strenge Gesetz in seiner erhabenen Majestät; sein Cultus ist darum nicht das heitere Spiel, sondern die ernste Entsagung; nicht mit duftenden Salben schmückt er sich zur fröhlichen Feier sondern Sack und Asche deuten die innere Zerknirschung an; man sieht ihn nicht auf offenem Markte schmausen und jubeln, weil es Festtag, sondern ihn mahnt der Sabbath, sich in sein Haus

und in sich selber zurückzuziehen. Alle äußere Thätigkeit ist untersagt: das fromme Volk hat Ginen gesteuigt, weil er Holz las am Sabbath und hat sich nicht vertheidigt gegen den die Stadt erobernden Feind, denn es war Sabbath. Ganz der Stellung entsprechend, die wir dem Christenthum anwiesen, hat sich in der christlichen Kirche sehr früh die Sache so gestaltet, wie wir sie in katholischen Ländern noch heute finden: Ein Theil des Feiertages ist den kirchlichen Handlungen gewidmet, an welchen Theil zu nehmen gesefliche Vorschrift ist, der übrige Tag gehört dem Genuffe des Schönen überhaupt, vor Allem der schönen Geselligkeit und den Genüssen, welche die Kunst darbietet. Als nun in der Reformation die strenge Scheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem, wie sie in dem Gegensatz der Priester und Laien fixirt war, vernichtet ward, da war es natürlich, daß auch die strenge Sonderung des dem Himmel geweihten Vor- und des der Erde angehörenden Nachmittags aufhören mußte. Auch hier aber zeigte sich der schon früher angedeutete Unterschied zwischen der Genfer und der deutschen Kirche. Jene nämlich schied das, dem Heidenthum verwandte Element so strenge aus der Feier des ganzen Tages aus, daß man es charakteristisch finden muß, wenn in ihr die Alttestamentlichen Ausdrücke Sabbath, Sabbathfeier, sich einbürgerten, ganz als klinge es zu heidnisch, wenn der Tag nach der Sonne genannt, zu leicht-

sinnig=heiter wenn er als ein sonniger Tag gedacht wird. Anders gestaltete sich und mußte sich gestalten bei Luther und denen, die sich zu ihm gesellten: Seine ganze Eigenthümlichkeit, besonders aber daß er einen ganz anderen Punkt an der katholischen Kirche angriff, mußte ihn dahin bringen, dem Schönen seine göttliche Abstammung, der Kunst ihr töchterliches Verhältniß zur Religion nicht abzustreiten; eine Kirche weiter, welche besonders den Ton legte auf die frohe Botschaft, die uns verkündigt worden, mußte hinsichtlich des heiteren, man kann sagen heidnischen, Elementes in der Sonntagsfeier der katholischen Kirche ähnlicher bleiben. Dabei aber mußte in einer Kirche, die jedem Thun nur in sofern einen Werth beilegt, als es Bethätigung einer Gesinnung ist, und allem Gottesdienst nur in sofern, als er uns der Gnade theilhaft macht, die gesetzliche Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch um so mehr aufhören, als allmählig in dem Gottesdienste die Predigt, wenn auch nicht zum einzigen, so doch zum hauptsächlichsten Erbauungsmittel wurde, und es doch vernünftiger Weise Keinem zugemuthet werden kann, er solle unter jeder Bedingung in die Predigt gehn, also auch dort, wo er gewiß weiß, sie wird schlecht sein und ihn mehr ärgern als erbauen.

Freilich hat es jetzt, gerade in lutherischen Ländern so weit kommen können, wie es gekommen ist: daß die Sonntagsfeier in einer continuirlichen Sonn-

tagsentweihung besteht, indem entweder das profaische Werktagleben oder ein unsittliches Lobschlagen der Zeit an die Stelle des Gottesdienstes getreten ist. Wollte man dies ein heidnisches Wesen nennen, so thäte man den Heiden Unrecht, denn so haben sie es nicht gemacht. Ihre heitern Spiele waren wirklich eine Erhebung über das Niveau des gewöhnlichen Lebens und dürfen darum nicht mit dem Beharren auf diesem Niveau, geschweige denn mit dem Herabsinken unter dasselbe, verglichen werden. Eben deswegen wäre es auch ein falsches Heilmittel für unser krankes Sonntagsleben, wenn man anstatt des sündigen Wesens, welches der Krankheitsgrund ist, und eben sowol jüdische als heidnische Form annehmen kann, das heidnische Element in ihm, die ästhetische Lust, die Freude am Schönen, unterdrücken wollte, wie z. B. Diejenigen möchten, welche, obgleich sie den Besuch von Gesellschaften, Gemäldegalerien, Concerten und Theatern für kein Unrecht halten, doch alles dieses am Sonntag untersagt wünschen. Ein solches Verfahren würde unser Sonntagsleben nicht gesund, sondern nur jüdisch machen, wie ich es denn ganz in der Ordnung finde, daß mit den Angriffen gegen alle ästhetischen Genüsse am Sonntage auch unter uns sich die Vorliebe für das Wort Sabbath anstatt Sonntag eingestellt hat, und nicht leugnen will, daß, als in Berathungen über die Sonntagsfeier auch die Frage ventilirt wurde,

ob es dem Christen erlaubt sei, sich am Sonntage zu rastren? dies mich sehr an das erinnert hat, was ich als Knabe in einer kleinen Judenstadt gesehn habe, und was uns in der h. Schrift von dem Rückenreiben der Pharisäer gesagt wird, die dabei Kameele verschlucken. Es ist nun wahr, daß man uns stets darauf verweist, jenseits des Canals sei es doch gelungen, das heidnische Element aus dem Sonntagsleben so auszumerzen, daß am Sonntage keine Last auf dem Clavier angeschlagen, kein Spaziergang zum Anschauen der schönen Natur gemacht, kein durch Geselligkeit gewürztes Mahl eingenommen wird. Dabei werden dann immer Londons und Edinburgs am Sonntag nach der Kirchenzeit verödete Straßen voll Bewunderung den Massen entgegengestellt, die in Paris und Wien sich Vormittags in die Messe, Nachmittags in die Vergnügenslokale drängen. Vielleicht aber thäten diese Anglomanen und Scotomanen gut, nicht nur auf die Straßen, sondern auch in das Innere der Häuser zu blicken. Sie könnten da bei den höheren Ständen fast auf die Ansicht kommen, daß das Gähnen zu den frommen Gebährden gehöre, so häufig kommt es dort am Sonntage vor, was aber die niedere Volksklasse betrifft, so würden sie wohl erschrecken, wenn sie auf Anstalten träfen, wo für einen bestimmten Preis der Arbeiter am Sonnabend sich so berauschen kann, daß er den größten Theil des Sonntags, an dem doch „Nichts zu machen,“ d. h.

kein Vergnügen zu haben ist, im soporösen Zustande verschläft. Diese raffinierte Bestialität wird uns schwerlich mehr gefallen als die, freilich nicht sehr idealen, Lustbarkeiten unserer Arbeiter. Höchstens einem nur an Gewinn denkenden Fabrikbesitzer könnte es scheinen, als sei jene Einrichtung in England gar nicht so übel, denn der Kagenjammer des wöchentlichen Raufsches, ohne den jene Klasse einmal nicht scheine auskommen zu können, verderbe dort nicht den Montag Vormittag, sondern nur den Sonntag, und an dem sei ja „nichts zu machen,“ was hier so viel heißt als: kein Geld. Ich denke — freilich besitze ich keine Fabrik — es wird am besten sein, wir suchen das Heilmittel für das kranke Sonntagsleben nicht bei den, überhaupt etwas judaisirenden, Engländern, sondern suchen uns zurecht zu finden an der Bestimmung des Christenthums. Dieser gemäß wünschen wir, daß jedem Versuch, den Sonntag zu den Werktagen herabzuziehen, wenn die Sitte zu schwach ist, das Gesetz entgegentrete mit dem Alttestamentlichen Worte: Sechs Tage sollst du arbeiten, aber der siebente ist Ruhetag. Wo aber man uns verbieten will, am Sonntage uns alles Schönen zu freuen, dem Genuße eines Kunstwerks oder der schönen Geselligkeit uns hinzugeben, wozu wir in der Woche nicht Zeit hatten, da wollen wir es uns nicht rauben lassen, daß der Sonntag ein Fest- d. h. ein Freudentag ist. Er sei Beides; nicht in katholischer Weise

nacheinander jüdischem Ceremonialdienst und heidnischem Weltsinne gewidmet, sondern Beides durchdringe sich so, daß in dem ernstesten feierlichen Gottesdienste der Schönheitsinn stets seine Befriedigung finde, daß kein disharmonischer Gesang das Ohr zerreiße, kein unschöner Anblick das Auge verleze, daß die Predigt ein vollendetes, bis ins Einzelne durchdachtes und abgerundetes Kunstwerk sei, in dem Nichts den Geschmack beleidigt, zu welchem Allen freilich Vieles anders werden muß, als es ist. Eben so aber erhalte auf der andern Seite die gesellige Lust eine höhere geistige Weihe, so daß wir mitten in der Freude und dem Jubel des Sonntags uns gehobener fühlen als sonst, und — um noch einmal auf die alte gute Zeit zurückzukommen — der Ausdruck, den man damals oft hörte, wenn von einer Lustbarkeit die Rede war: „wir waren fröhlich in dem Herrn“, uns nicht nur wie eine alte Redeweise erscheine, sondern auch als eine gute, d. h. der Sache entsprechende.

Ich bin weit abgekommen von dem, womit ich begann. Ich lehre zurück. Vor den Marmorgruppen auf der Schloßbrücke warnte man uns, wir sollten ja nicht das Gift der ästhetischen, hellenischen Anschauungsweise in uns saugen. Andere mögen wohl diesen Warnungsruf auch vernommen haben, denn wir sehen

Viele, ohne einen Blick hinaufzuwerfen, über die Brücke reunen und dann quer über den Lustgarten. Wir folgen ihnen und erreichen bald mit ihnen einen Bau, der, wie er schon von Außen durchaus nicht an den heidnischen Cultus der Schönheit erinnert, so inwendig nur die geschäftige Wirksamkeit des Geistes zeigt, den wir (wie der Apostel Paulus) dem hellenischen diametral entgegensetzten. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich nicht auf den Dom stichle, sondern von dem Hause spreche, welches vom Dom durch das campo santo getrennt ist. Angewidert von diesem Geiste sehnen wir uns bald nach seinem Gegensatz, nach Hellas. Um diese Sehnsucht zu stillen brauchen wir nicht zur Rike zurückzugehen; hinter der griechischen Säulereihe die hier neben uns steht, finden wir, schöner als auf der Schloßbrücke, was wir suchen. Wir treten hinein in die unteren Räume des Museums, suchen uns unsere alten Lieblinge wieder auf, steigen auf der schönen Treppe, die jetzt der Adorant schmückt, ins höhere Stockwerk hinauf, und um den Eindruck nicht zu verlieren, den die alten Sculpturen auf uns machten, wollen wir ohne ein Gemälde anzusehen sogleich die Haupttreppe herabsteigen. Da fesselt uns in der Rotonde unter den, nach Raphaels Cartons gewebten Tapeten die eine; nicht nur, weil sie uns plötzlich nach Hamptoncourt versetzt vor den schönsten unter jenen Cartons, sondern, weil hier Raphaels Pinsel vollbracht hat, was seit einer Stunde eine

trochne Deduction zu leisten versuchte. Die Gruppe nämlich mit dem Opferthier, vor dem Apostel Paulus, ist nicht von Raphaels eigener Composition, sondern er hat sie einem alten griechischen Meister entlehnt und seinem Gemälde einverleibt. Wirklich einverleibt, denn Keiner wird in ihr eine fremde Thatat sehn, so schließt sie sich, als ein zum Ganzen gehöriges Glied, an das Uebrige. So wie dieses Raphaelsche Bild, das nicht verunstaltet sondern gehoben wird dadurch, daß es ein Erzeugniß heidnischer Phantasie in sich aufnahm, so ist, behaupten wir, das Christenthum und so, wünschen wir, sei auch unseres! Diesen Wunsch nehmen wir auch nicht zurück, wenn wir sagen hören: daß Raphael so eine heidnische Composition in sein Gemälde aufnehmen konnte, sei ein neuer Beweis dafür, daß er seine Werke nicht in dem christlich frommen Geiste concipirte, wie die älteren Meister ihre kirchlich typischen Figuren, daß er schon dem Paganismus in der Kunst Eingang gewährte, die dann nach ihm immer mehr paganisirt sei. Dies schreckt uns nicht. Wir können die Meinung nicht aufgeben, daß, wer nicht nach Theorien, sondern nach seinem ästhetischen Gewissen urtheilt, von dem Anblick der Madonna di Fuligno, oder wenn er sich durchblicken läßt von den Augen des Kindes, die Raphael in der Madonna della Sedia oder der Sixtina auf die Leinwand hauchte, sich mehr erhoben fühlen wird als durch den schönsten Cimabue. Dies ist Meinung. Mehr aber als dies,

wahr und gewiß ist, daß eine Weltanschauung, die das sich einverleibte, was das Heidenthum Herrliches (und eben darum des Herrn Würdiges) hervorbrachte, großartiger und weitherziger ist als die, welche es ausschließt. Und zugleich auch des Namens einer christlichen würdiger, denn für die Anwartschaft auf diesen Namen ist uns das entscheidend, daß erst dann und erst dort, wo Heiden in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen werden, der Name, den die Anhänger des Herrn bis dahin geführt hatten, der Name der Nazaräer, verschwindet und dem Platz macht, den wir heute noch führen, dem Namen Christen. —

Druck von Gebrüder Ratz in Dessau.



**Vorträge aus dem Verlag
von Wilhelm Herz in Berlin.**

Erdmann, Wir leben nicht auf der Erde.	5 Sgr.
— Ueber die Langeweile.	5 Sgr.
— Ueber Lachen und Weinen. Ueber die Stellung deutscher Philosophen zum Leben.	10 Sgr.
— Ueber Collision von Pflichten.	5 Sgr.
Curtius, Ernst, Olympia. Mit 2 lith. Taf.	12 Sgr.
— Die Kunst der Hellenen.	4 Sgr.
Herz, M., Schriftsteller und Publikum in Rom.	8 Sgr.
Schlagintweit, Ueber den geologischen Bau der Alpen. Mit 1 col. Taf.	12 Sgr.
Asher, C. W., Die Handelspolitik in der Handelsgeschichte.	5 Sgr.
Abel, Otto, Die deutschen Personennamen.	10 Sgr.
Encke, J. L., Rede zur Feier des Geburtstags des regie- renden Königs Majestät in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften am 19. October 1848	3 Sgr.
Witte, Karl, Die Gletscherwelt.	6 Sgr.
— Der katholische Tendenzroman in Italien.	
Gosche, A., Die Alhambra.	

